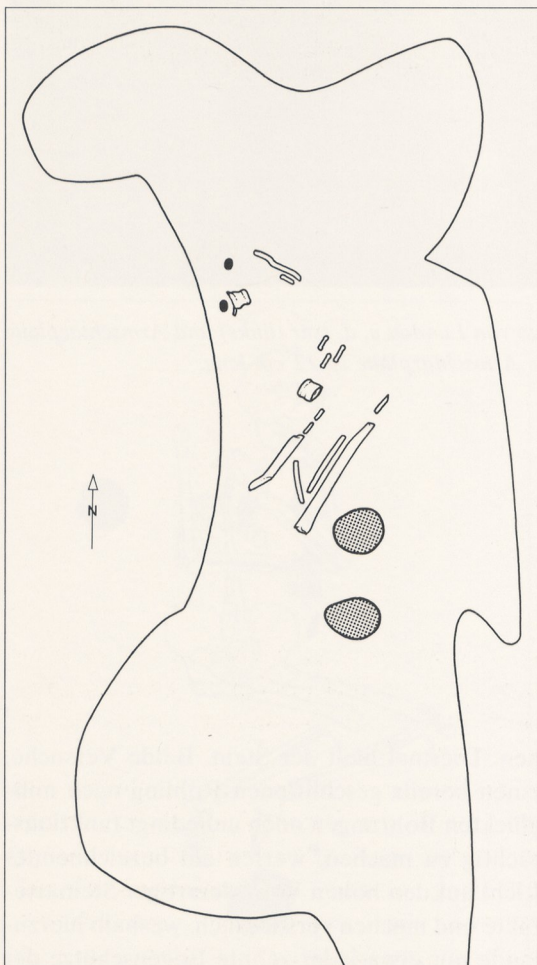


Gräber der Glockenbecherkultur in Kirchheim bei München, Landkreis München, Oberbayern

Großflächige Ausgrabungen, wie sie seit 1980 in lufterkundeten Siedlungen und Gräberfeldern des Münchner Raumes stattfinden, führen gelegentlich zu unerwarteten Entdeckungen, weil auch die Kamera nicht alles ausmachen kann, was der Boden an archäologischer Substanz enthält. Verborgen bleiben ihr z. B. Befunde, die so geringfügig ins Anstehende eingetieft sind, daß die gebundene Wassermenge nicht ausreicht, den Oberflächenbewuchs in einer vom Film wahrnehmbaren Weise zu verändern.

Aus eben diesem Grunde haben sich in der frühkeltischen Siedlung von Kirchheim bei München (S. 114) zwei Hockergräber aus dem Ende des Neolithikums dem Nachweis aus der Luft entzogen. Sie kamen in der Nordhälfte des



65 Kirchheim bei München. Plan eines gestörten Glockenbechergrabes. Maßstab 1:20.

untersuchten Areals zutage (Abb. 13), hielten einen Abstand von fast 30 m, waren von NNO nach SSW orientiert und mit Längen von jeweils 3 m erstaunlich geräumig. Das nördliche griff etwa 20 cm in den gewachsenen Boden ein, die Sohle des südlichen berührte diesen gerade noch.

Bei so seichter Lage wundert es nicht, daß die Skelette durch den Pflug zu Schaden gekommen sind. Aber sie hatten nicht nur durch den Pflug gelitten, denn zumindest im nördlichen Grab waren zuvor schon Plünderer am Werk, welche die Beigaben entnahmen und die menschlichen Überreste im südlichen Ende des Schachtes anhäuften. Worauf die im zweiten Grab angerichteten Zerstörungen ursächlich zurückgehen, auf Totenberaubung, den Pflug oder die das Oberflächenerreich abtragende Baumaschine, läßt sich nicht mehr restlos klären. Es sieht aber ganz danach aus, als seien vom Bagger nur die oberen Partien von zwei Henkeltassen erfaßt und verlagert worden, weil das Absuchen des Abraums zwar Scherben der Tassen aber keine Skeletteile ergab.

In der Mitte der Grabgrube fanden sich die Böden der erwähnten Tongefäße und nördlich davon ein von SW nach NO gerichtetes Schien- und Wadenbeinpaar, einige Wirbel, ein grün patiniertes Knochenstück, staubförmiges Kupfer- oder Bronzeoxyd, ferner zwei Perlen aus schwarzem Gagat (Abb. 65). Wenn die geschilderte Situation auch auf einen mit dem Kopf im Norden beigesetzten und nach Osten blickenden Hocker weiblichen Geschlechts weist, so besteht beim Grad der angetroffenen Störungen doch keine Gewähr dafür, daß die wenigen Skelettreste und die Überbleibsel der ehemals reicheren Ausrüstung die ursprüngliche Lage einnahmen. Überdies wäre im genormten Totenbrauchtum der Zeit eine weibliche Nord-Süd-Bestattung nur als Ausnahme von der Regel denkbar.

Nach der archäologischen Chronologie gehört das geborgene Teilinventar an den Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr., in den jüngsten Abschnitt der Glockenbecherkultur, der zur frühen Bronzezeit überleitet. Hieran lassen die schlichten Tontassen mit den am Rand oder unmittelbar darunter ansetzenden Henkeln keinen Zweifel (Abb. 66).



66 Kirchheim bei München. Zwei Tontassen und zwei schwarze Gagatperlen aus einem Grab der Glockenbecherkultur.

Die Glockenbecherleute, von denen man annimmt sie seien von der iberischen Halbinsel oder gar aus Nordafrika zugewandert, lassen sich inmitten anderer jungneolithischer Bevölkerungselemente zwar für die Dauer von mehreren Jahrhunderten belegen; sie müssen aber ein unstetes Dasein geführt haben, zumal es hierzulande keine größeren Friedhöfe gibt, die als Zeugnisse für einen längeren Aufenthalt an ein und demselben Ort gelten könnten. Hingegen fällt auf, daß sich in unserem Raum die Totenbräuche der Glockenbecherperiode in die frühe Bronzezeit fortsetzen und in beiden Kul-

turen ein kurzköpfiger Menschenschlag das anthropologische Bild bestimmte. Dies im Sinne einer ethnischen Kontinuität zu interpretieren, liegt auf der Hand.

In der Region München sind vergleichsweise viele Funde der Glockenbecherkultur zutage gekommen, was wohl damit zusammenhängt, daß das in geringer Tiefe anstehende Grundwasser auch in Trockenjahren so reichlich floß, daß kein Mangel herrschte. In Verbindung mit Böden guter Qualität ermöglichte dies einen Lebensstandard, der über dem Durchschnitt lag.

E. Keller